

Die Biertischgarnitur

Eine Erbgeschichte

Erster Teil: Gang durchs Haus

Die Rückkehr

Meine Lebensgefährtin Laura parkt das Auto am Straßenrand des Nachbarhauses. Es ist das Elternhaus meines Kindheitsfreundes Bernd, das dieser zusammen mit seinen beiden älteren Geschwistern vor einiger Zeit geerbt hat, als seine Mutter, hoch in den Neunzigern, verstorben war. Als Junge – acht oder neun Jahre alt – stand ich eines Abends dort in der Einfahrt und wollte gerade nach nebenan gehen, als mich die Stiefmutter abpasste und zu beschimpfen begann – als Dreckskerl, der nicht das Schwarze unterm Fingernagel wert sei und dem sie noch beibringen würde, was Respekt und Gehorsam sei; windelweich wolle sie mich schlagen, dass mir Hören und ... – Da tauchten Fußgänger auf, ein Mann und eine Frau. Scheu drehte sich die Stiefmutter nach ihnen um, sah wieder mich an und änderte ihren Tonfall ins ruhig und gütig Ermahnende: »Guck mal, Jeannot, du musst auch hören, wenn ich dir etwas sage, ich meine es ja gut mit dir, und wenn ich sage ...«

Schon waren die Fußgänger, Mann und Frau, wieder außer Hörweite. Die Stiefmutter setzte ihre vorige Schimpf- und Droh-Tirade fort: dass mir Hören und Sehen vergehen würde, wenn sie erst fertig mit mir sei; ich solle bloß nicht glauben, dass ich sie für dumm verkaufen könne; *ich nicht!* So ein verlogener und verkommener Dreckskerl, wie ich einer sei!

Ich öffne die Wagentür des Beifahrersitzes und weiß, dass auf mich einprasseln wird, was ich in den vielen Jahren der Abwesenheit von meinem sogenannten Elternhaus mehr schlecht als recht unter Verschluss zu halten versucht habe. Schon hier am Nachbarhaus; schon beim bloßen Blick auf das Haus und die Einfahrt zur Garage tanzen die Fratzen der Vergangenheit; welche Kapriolen werden sie erst im Innern des Hauses schlagen, das ich zu betreten mich anschicke, in jedem einzelnen Raum, in den Fluren – drei an der Zahl – und auf jeder einzelnen Treppenstufe, von der untersten Stufe im Keller bis zur letzten im zweiten Obergeschoss! Zurückkehren muss ich, um meinen Erbanspruch neben denen meiner Geschwister und meiner Nichte Katinka, die für ihren verstorbenen Vater, meinen ältesten Bruder Harry, in die Erbfolge gerückt ist, geltend zu machen. Aber etwas muss geschehen, möglichst rasch, möglichst jetzt, solange ich das Grundstück des vor mir liegenden Hauses, auf das ich mit Laura und unserem Hund Timo zulaufe, noch nicht unter meinen Füßen habe. Ein rettender Gedanke muss her! Einer, der Abstand schafft zwischen den Fratzen der Vergangenheit und mir. Der die Fratzen der Vergangenheit auf den Seziertisch legt und ihnen alle Kraft raubt, sodass sie schlaff vor mir liegen. – Da weiß ich es: Ich werfe meine Profession als Germanist in die Waagschale. Wie hat sich damals das Gebaren der Stiefmutter und ihres Sekundanten, meines Vaters, sprachlich zu meiner fortwährenden Ungunst realisiert? Dieser mehr als vier Jahrzehnte zurückliegende Prozess ist noch nicht zu Ende gekommen. Er kommt zum Ende, wenn ich ihn umdrehe und meine geraubte Kraft von einst zurückkehrt. Alle Bälle

des Hasses und der Gleichgültigkeit seitens der Stiefmutter und des ausweichenden Geschwätzes seitens des Vaters, die mir einst entgegengeschleudert und entgegengehalten wurden, fange ich auf und werfe sie zurück. Ich weiß, dass dies nur eine Angelegenheit für mich selbst sein wird und meine Chancen mich mitzuteilen gering sind; was nichts Neues für mich ist. Heutzutage will man nichts mehr wissen von eindeutigen Helden, Opfern und Tätern. Jede Figur soll alles sein können und es bisweilen auch tatsächlich sein. So versteht man heute das *echte Leben*. Wenn jemand eine Geschichte mit einem eindeutigen Opfer, nämlich sich selbst, und einer eindeutigen Täterin, dazu noch einer Stiefmutter – als ob wir der Märchenwelt nicht längst entwachsen wären! –, verfasst, welchen Anspruch auf Glaubwürdigkeit kann dieser beim Publikum erheben? Das Publikum hält sich für *aufgeklärt* und betrachtet das Böse nur für eine Fehlleistung des Guten; eigentlich hält es das Böse für nicht existent. Drei Kränkungen der Menschheit durch einen Astronomen, einen Biologen und einen Psychologen haben die hohe Meinung des Publikums von sich selbst kaum erschüttern können. Die Verbannung aus göttlicher Beachtung im Zentrum des Universums hin zu kosmischer Randexistenz; die Wandlung von göttlicher Erschaffung zum Produkt einer Jahrmillionen währenden natürlichen Entwicklung und zudem der Entzug des Prädikats eines Geisteswesens zugunsten einer überwiegend triebgesteuerten Kreatur hinterließen allenfalls Kratzer. Noch immer hält sich das Publikum für vorrangig geistig und vernunftgemäß und dem Bösen – wenn es überhaupt jemals vorhanden gewesen sein sollte – im Laufe des Zivilisationsprozesses entronnen.

So hat sich ein Denken breitgemacht, dass das Böse in immer größere Zusammenhänge stellt, bis es sich verwässert und unkenntlich wird. Bezahlt wird dieses Denken mit der Ignoranz der Opfer. Ihre Existenz stellt eine Verlegenheit dar für die Theoretiker der Nichtexistenz des Bösen. In der Folge bleiben die Opfer allein.

Die Sprachuntersuchung beginnt sogleich, da ich mit Laura und Timo zur Einfahrt gelange. Ich sehe mich als Vierzehnjährigen auf dem Fahrrad sitzen und nur von dem Gedanken zur Flucht vor der Stiefmutter und dem gesamten Haus beherrscht. In meiner Begleitung, ebenfalls auf dem Fahrrad sitzend, befand sich mein Internatskamerad Claus-Peter. Die Stiefmutter eilte aus der Haustür – ich hatte es befürchtet – und stürzte auf mich zu, rief dabei noch rasch: »Damit du mal siehst, wohin du mit deiner Frechheit kommst!« Die schallende Ohrfeige saß. Ich heulte los. Claus-Peter begriff nichts mehr und starrte nur noch auf die Szene. Die Stiefmutter rauschte wieder zurück ins Haus. Mein Vater stand dabei, er war vermutlich gerade damit beschäftigt gewesen, die Straße zu kehren, oder hatte sich anderweitig am Areal der Einfahrt zu schaffen gemacht. Zur Brutalität seiner Ehefrau fiel ihm nichts ein, er schwieg einfach und nahm die Szene hin. »Ja, ja, schon gut! Fahr nur! Fahr nur!« Es war ihm unangenehm, dass ich auf offener Straße heulte, er wollte die Situation so rasch wie möglich beenden. Damit, dachte er, wäre sie bereinigt – indem ich mit Claus-Peter wegfuhr.

Was hatte die Stiefmutter veranlasst zu ihrem Gewalt-Begründungssatz »Damit du mal siehst, wohin du mit deiner Frechheit kommst!«? Die Antwort ist einfach:

Sie war – wie so oft, beinahe wie immer – schlecht gelaunt und fühlte sich durch mein Auftauchen mit Claus-Peter zusätzlich gereizt – oder wir beide waren die willkommenen *Blitzableiter* für sie. Bei Claus-Peter in M. wohnte ich während der Sommerferien des Jahres 1972 für ungefähr zwei Wochen, nun hatten mich die Eltern des Freundes beauftragt, einen Krankenschein für den Zahnarzt zu besorgen, weil ich mit ihrem Sohn zusammen zu einer Routineuntersuchung gehen sollte. Als ich mit Claus-Peter nach unserer Ankunft im Hof stand, hantierte er am Hinterrad seines Fahrrads. Die Stiefmutter sah aus dem geöffneten Küchenfenster heraus. »Da muss man eben mal den Reifen flicken, wenn er platt ist!«, blökte sie ihn an. Claus-Peter stutzte, entgegnete aber sachlich: »Ei, es ist kein Platten, ich will nur aufpumpen.« Die Stiefmutter: »Was schreist du mich denn so an, du unverschämter Kerl!« Jetzt war Claus-Peter perplex. Ich wusste, dass Gefahr im Anzug war und drängte zum Aufbruch. »Aber du hast doch noch gar keinen Krankenschein!«, meinte der Leidensgenosse. »Das ist egal, wir fahren jetzt!«, rief ich. »Aber wir sind doch extra deswegen hergekommen!«, beharrte Claus-Peter. »Nein, wir fahren jetzt!«, entgegnete ich verzweifelt, sodass sich Claus-Peter – noch perplexer – umstimmen ließ. Wir schoben unsre Räder zur Einfahrt. Mein Vater sah uns an. Claus-Peter beteuerte, dass er nicht geschrien habe, sondern nur ... »Ja, ja!«, unterbrach ihn mein Vater. Er hatte von der Einfahrt aus mitgehört und wusste selbst am besten, wie sich alles verhielt: dass der Terror in seinem Haus regierte in Form seiner gewalttätigen und psychopathischen Ehefrau und in Form seiner selbst, der nichts gegen diesen Terror

unternahm, sondern immer nur abwiegelte. So wie er Claus-Peter gegenüber abwiegelt hatte mit seinem »Ja, ja!«, und wie er mir gegenüber abwiegelt hatte mit seinem »Ja, ja, schon gut! Fahr nur! Fahr nur!« Dass ich während der Zeit meiner kurzen Anwesenheit mit Claus-Peter am Haus kein einziges Wort mit der Stiefmutter gewechselt hatte, folglich ihr Gewalt-Begründungssatz jeder vernünftigen Grundlage entbehrte, spielte keine Rolle.

Mit Laura und Timo ersteige ich fünf ummauerte Stufen zur Haustür – stürmt vollends auf mich ein, Erinnerungen! An die Chronologie werdet ihr euch nicht halten. Die Stiefmutter, der Vater, die beiden jüngeren Halbgeschwister Ulrike und Karl bewohnten das Haus, solange ich darin wohnte – bis in die ersten Tage des Jahres 1976, als ich endgültig verschwand und zur Großmutter in die Altstadt zog. Schon seit August 1970 verbrachte ich die Schultage im Internat, musste aber in den Ferien und an zwei Wochenenden im Monat ins Elternhaus zurückkehren. Die älteren Geschwister Harry, Bert und Udo begannen nacheinander Ausbildungen, waren den ganzen Tag weg und zogen schließlich einer nach dem andren aus, noch bevor ich ins Internat gesteckt wurde. Gerlinde kam wie ich in ein Internat, anschließend packte sie ihre Sachen für den Umzug in ein Schwesternheim.

In meiner frühen Kindheit war der Eingangsbereich von der Straßenseite verlegt worden auf die Nebenseite. Die Umbaumaßnahme war auf Betreiben der Stiefmutter vorgenommen worden, die nicht gewollt hatte, dass ihr »alle Welt ins Haus sehen« konnte. Die *Welt* schüchternete

die Stiefmutter ein. *Im* Haus war sie eine ganz andere Person als *außerhalb*. Sofort als ich das Haus betrete und mich im Eingangsbereich mit dem Garderobenständer befinde, muss ich daran denken ... Sie hatte mich geschlagen wie eine Irre. Aber damit war es noch nicht zu Ende. Ich musste vor ihr stehen und ihre Schimpfkanonade über mich ergehen lassen: Dass ich die letzte Drecksau sei, nicht das Schwarze unterm Fingernagel wert sei – dabei hielt sie mir ihren an den Zeigefinger gepressten rechten Daumen mitten ins Gesicht und strich mit ihrem linken Daumen am Nagel des rechten herum, und ich durfte nicht zurückweichen. Dass sie mir alle Knochen brechen werde, dass ich eine Drecksau sei, eine Drecksau, eine DRECKSAU, und dass ich abhauen sollte, sie wolle mich nicht mehr sehen. »Hau ab, du Drecksau! DU SOLLST ABHAUEN!« – Ich zögerte; meinte sie es ernst? Sollte ich das Haus verlassen? – ABHAUEN SOLLST DU! DU SOLLST ABHAUEN! – Schluchzend, zögernd und zitternd führte ich meine Hand in Richtung Türklinke, als mich ihr Schlag traf. Ich schrie auf und war bis zu einem Punkt vernichtet, der die Sadistin fürs erste befriedigte. Sie ließ von mir ab und befahl mir nur noch, dass ich »augenblicklich« aufhören sollte zu weinen, zu zittern, zu hyperventilieren. SEI STILL! DU SOLLST STILL SEIN! Gewaltsam brachte ich mich zur Ruhe, aber ganz funktionierte es nicht. Ich versuchte es weiter, ruhig, ruhig, ruhig zu sein, mein Zittern zu unterdrücken, mein unkontrolliertes Atmen. »Mucksmäuschenstill« sollte ich sein.

Drei oder vier Empfindungen jagten durch mich hindurch, während die Stiefmutter mich beobachtete,

dass ich auch tatsächlich so rasch wie möglich »mucksmäuschenstill« würde und in den Alltag abzüge, in dem sich ihr Hass- und Gewaltausbruch für die Außenwelt in Luft auflöste. Ich konnte erleichtert sein angesichts dessen, was gerade hinter mir lag, aber ich empfand deutlich, dass ich kaum noch ein Vermögen dazu besaß. Ich spürte, dass es Unrecht war, was mit mir geschah – schon während der Prügel und als sie mich als Drecksau angeschrien hatte, immer wieder mich als Drecksau tituliert hatte mit wachsender und zuletzt sich überschlagender Stimme. Aber dieser Gedanke löste keinerlei Empörung in mir aus, weil er vollständig überlagert war vom Gefühl meiner Machtlosigkeit. Der Stiefmutter war ich ausgeliefert, Tag für Tag; der Vater half mir nicht, sondern sah mich nur müde an; die Geschwister waren älter und kamen wie der Vater oft erst spät nach Hause. Meine jüngeren Halbgeschwister kamen für Hilfe nicht in Frage. Sie registrierten nur, dass meine älteren Geschwister und ich geschlagen wurden, sie aber nicht. Und meine Halbschwester erpresste mich mit der Stiefmutter, ihrer Mutter. Beim Spielen musste alles nach ihrem Willen geschehen. »Ich sage es der Mutti« reichte als Drohung gegen mich völlig aus. Schließlich sah sie mich nur bedeutungsvoll an, und ich gab ihr, wonach sie verlangte, ein Spielzeug oder dass sie wieder einmal beginnen konnte beim Spielen.

Ich versuchte, den Großeltern, den Eltern meiner verstorbenen Mutter, die in der Altstadt wohnten, zu sagen, was mich bedrückte. »Die schimpft immer so viel!« – mehr brachte ich nicht heraus. Die Szene im Eingangsbereich des

Hauses, Anlass für meinen Satz »Die schimpft immer so viel!«, konnte ich nicht schildern. Welches Wort war dafür geeignet? Der Großvater saß in der *guten Stube*, deutete mit der Hand von seinem rechten Ohr zum linken und sagte: »Da rein, da raus! Lass sie nur reden!« Die Großmutter stand in der Küche und meinte: »Einem bösen Hund gibt man einen Knochen mehr.« Hieß das, ich sollte der Stiefmutter einen Knochen hinlegen, wenn sie die Schrei- und Prügellust gegen mich überkam? Die Großmutter verstand nicht, dass ich der Stiefmutter dauernd »Knochen« hinlegte und sie dies als selbstverständlich erachtete. Warum begriffen die Großeltern nicht meine Not? Sie hätten sich einmischen und wenigstens *eine* Unannehmlichkeit in Kauf nehmen müssen. Die Unannehmlichkeit hätte für sie darin bestanden, ihrem Schwiegersohn, meinem Vater, mitzuteilen, was sie von mir gehört hatten. Damit wäre die Angelegenheit allerdings schon im Sand verlaufen.

Was wäre geschehen, wenn ich über die Klage »Die schimpft immer so viel!« hinausgegangen wäre und *Ross und Reiter* beim Namen genannt hätte? Dazu war ich nicht in der Lage. Warum war das so? Warum fand ich keine Worte für das, was mich im Innersten bedrückte? Glaubte ich, es gebe keine Worte dafür, weil jede zaghafte Erwähnung *abgebügelt* wurde, oftmals sogar rigoros? Betrachtete ich die Stiefmutter als eine Person, die ich erliden, aber nicht in Frage stellen durfte? Immer wieder wurde ich in dieser Einstellung bestärkt. In meinem ersten Internatsjahr hielt ich mich an einem schulfreien Faschingsdienstag im ummauerten Hofeingang des Großelternhauses auf. Die Stiefmutter kam verkleidet zum

Tor herein. Ich sprach sie gleich an: »Mutti!« und wollte ihr – ich weiß nicht mehr was – mitteilen. Aber schon ohrfeigte sie mich dermaßen, dass ich mit dem Kopf gegen die Mauer schlug. »Musst du hier so laut Mutti brüllen, dass alle wissen, wer ich bin?!« Bei der Großmutter in der Wohnung weinte ich noch. Sie versuchte mich zu trösten: »Heute fährst du wieder ins Internat, da bist du sie los!« Das war fürs erste nicht zu bestreiten und stellte eine Aussicht dar. Aber blieb nicht ein gewaltiger Rest, der nicht aufging? Was war damit? Wie war dieser Rest zu bestimmen?

Später konnte ich wenigstens etwas von dem benennen, was mir seitens der Stiefmutter passierte. Ich berichtete meinem Vater von den Drohungen, Beschimpfungen und den Spuckattacken seiner Frau gegen mich. Von der Prügel erzählte ich noch immer nichts. Schämte ich mich dafür? Aber mein Vater winkte ab.

»Macht doch nichts! Ist doch alles nichts! Komm, bekack dich!« (Er sagte tatsächlich »Komm, bekack dich!«)

Bei anderer Gelegenheit, als ich wieder Klage führte gegen seine Ehefrau und Einzelheiten ihrer Aggressionen gegen mich benannte, meinte er:

»Ach, das ist doch alles nicht so gemeint! Das ist doch nur Spaß!« (Er sagte tatsächlich »Das ist doch nur Spaß!«)

Ich spürte, dass ich nicht bei ihm durchdringen konnte mit meinen Klagen. Warum war das so?

Durch kam ich bei niemand. Die älteren Geschwister, die selbst zu leiden hatten unter der Stiefmutter und alle so rasch wie möglich das Elternhaus verließen – wobei ich als Elfjähriger, als ich ins Internat verfrachtet wurde,

den Vogel abschoss – kannten natürlich meine Situation, von der nicht schwer auszurechnen war, dass sie noch prekärer war als die ihre, weil ich der Stiefmutter tagsüber *allein* ausgeliefert war. Aber es gab fast keine Solidarität unter uns Geschwistern angesichts der dauernden Anwürfe und Angriffe seitens der Stiefmutter. Jeder suchte so glimpflich wie möglich davonzukommen. Es gab seitens der älteren Geschwister auch keinen *Aufstand*, keine *Revolte*. Der Vater hätte auch dagegegehalten, falls die älteren Geschwister – von mir, als dem Jüngsten aus der ersten Ehe des Vaters, war im Zusammenhang mit einem möglichen *Aufstand* oder einer *Revolte* nicht im Entferntesten die Rede – sich dazu entschlossen hätten, *etwas zu unternehmen*. Immer wieder sprach der Vater von der »besonderen Situation« oder der »schwierigen Situation«, in der er als Witwer mit fünf Kindern, darunter einem Säugling, nämlich mir, gestanden habe und in gewisser Weise immer noch stehe. Wir sollten »Rücksicht nehmen«, »die Mutti« habe doch »so viel Arbeit«. Wir sollten »hören«, uns »nicht aufspielen«, wir sollten an die jüngeren Halbgeschwister Ulrike und Karl denken usw. Mit einem Wort: Nichts war ihm wichtiger als der Schein bürgerlicher Ordnung, dass er sich vor seiner sozialen Umwelt aus Eltern, Brüdern, Nachbarn, Gemeindemitgliedern oder Arbeitskollegen als *respektabel* präsentieren konnte. Dafür ertrug er die wiederkehrenden Hass- und Gewaltausbrüche seiner Frau gegen seine Kinder aus seiner ersten Ehe. Dafür ertrug er die fast permanent schlechte, gereizte oder explosive Stimmung in seinem Haus. *Nachgeben* und allenfalls die bescheidensten Einwände gegen das Gebaren seiner Frau waren die Mittel,

derer er sich bediente in der Misere seiner Familie.

Ich stehe mit Laura und Timo im Flur und Wohnungseingang des Hauses. Den Blick auf die Kellertür gerichtet. Durch diese Tür prügelte mich die Stiefmutter, vom Keller kommend, die Kellertreppe hoch und dann durchs ganze Haus bis in den zweiten Stock in mein Zimmer.

Ich schaue weg von der Kellertür zur Küche hin.

Ich hatte gerade das Zeugnis der dritten Klasse (Halbjahres- oder Versetzungszeugnis; ich weiß es nicht mehr) der Stiefmutter abgegeben. Ein bisschen unsicher war ich natürlich, obwohl das Zeugnis gut war, nur Einser und Zweier, keine Drei. Aber in »Betragen« *nur eine Zwei*; ich wusste nie, was passierte. Die Stiefmutter hatte sich das Zeugnis von mir schon im Flur geben lassen, ich hatte noch die Straßenschuhe und vielleicht eine Jacke an, die Schultasche in der Hand. Die Stiefmutter war mit dem Zeugnis in die Küche gegangen – fast schon geeilt – und las es sich mit gespannter Miene durch. Die Zwei in Betragen störte sie nicht, sie stürzte freudevoll auf mich zu, packte mich und wirbelte mich im Kreis herum. Sie freute sich über sich selbst, weil sie mein gutes Zeugnis nicht mir, sondern sich selbst anrechnete, und wirbelte mich umher wie einen Gegenstand. Ich wusste, ich musste lächeln und anzeigen, dass ich ihre Freude gehorsam teilte. Dann stellte sie mich wieder ab. Ich musste meine Schuhe ausziehen, die Schultasche wegräumen, vielleicht die Jacke ausziehen und den Tisch decken. Ganz von fern tauchte ein Gedanke auf in meinem Gehirn: Was hatte die Stiefmutter beigetragen zu meinem Zeugnis? Als ich noch kleiner

gewesen war und die Rechenaufgaben nicht verstanden hatte, hatte sie geschrien und damit gedroht, mich zu schlagen. Wenn ich in ihren Augen nicht schön genug ins linierte Heft geschrieben hatte, hatte sie geschrien und die Seite rausgerissen; damit die Lehrerin es nicht merken sollte, das dazugehörige zweite lose Blatt herausgelöst.

»Das schreibst du jetzt alles noch einmal und zwar ordentlich, sonst gnade Dir Gott!«

In der dritten Klasse hatte sie nur noch selten auf meine Hausaufgaben gesehen; deshalb der ferne Gedanke in meinem Gehirn, dass das gute Zeugnis doch eigentlich mir selbst zuzurechnen war. Das Herumgewirbeltwerden durch die Stiefmutter zeigte dies nicht an.

In der vierten Klasse war ich noch gut genug, um aufs Gymnasium wechseln zu können. Aber dann ging die Katastrophe vollends los: Prügel, Geschrei; auch nachts zwischen meinem Vater und der Stiefmutter. Meine schlechten Zensuren nahm die Stiefmutter nur noch hämisch zur Kenntnis – wenn überhaupt. Einmal examinierte mich der Vater während der fünften Klasse auf dem Gymnasium über Begriffe wie »Produkt«, »Summe« oder »Quotient«, weil ihm zu Ohren gekommen war, dass meine Leistungen in Mathematik und Englisch bedenklich waren. Als ich die Begriffe durcheinanderwarf und allenfalls wusste, was eine Summe ist, winkte er müde ab und ließ mich stehen.

Ich werfe einen Blick in die Küche, wo Bert am Herd hantiert und eine Mahlzeit zubereitet. Er wirkt sehr geschäftig, hebt auf meinen Gruß hin nur kurz den Kopf,

gibt einen Laut gegen Laura und mich von sich, macht eine abschätzig klingende Bemerkung gegen Timo – »Ach, den Hund habt ihr auch mitgebracht!« – und widmet sich wieder den Töpfen.

Die Küche wirkt kleiner auf mich als in meiner Erinnerung. Gilt das nicht für das gesamte Haus: die Einfahrt, die Eingangstreppe? Aber als ich das Haus bewohnen musste, war *ich* klein und das Haus schien mir ein mächtiges Gebäude zu sein, in dem die Stiefmutter herrschte und der Vater müde dreinschaute. Insbesondere die Küche war wie ein Gefängnis, denn hier konnte ich nicht einmal ein klein wenig *für mich* sein, sondern war der Kontrolle der Stiefmutter vollständig unterworfen.

Am liebsten räumte ich die Spülmaschine aus, diese Tätigkeit nahm eine gewisse Zeit in Anspruch. Wenn ich etwas für den Haushalt tat, ließ mich die Stiefmutter in der Regel in Ruhe; die Arbeit wurde zum Schutzschild für mich. Um Gefahren seitens der Stiefmutter wenigstens zu minimieren, fragte ich, kaum von der Schule zurück:

»Mutti, kann ich dir etwas helfen?«

Fast immer hatte sie etwas für mich. Ich sollte arbeiten, damit meine Existenz, die ihr zu viel war, die sie störte, permanent störte, ein klein wenig gerechtfertigt war. Hin und wieder kam es aber auch vor, dass sie in Geberlaune war.

»Im Moment brauchst du nichts zu helfen. Um ein Uhr deckst du den Tisch.« Oder: »Um drei Uhr läufst du zum Schuster und holst die Schuhe ab.« Oder: »Nachher gehst du einkaufen.«

»Ja, Mutti«, war das Einzige, was darauf zu antworten war. Hatte sie irgendeine Uhrzeit genannt, behielt ich die

Zeiger ängstlich im Auge. Ich wusste, dass sie mich nicht noch einmal daran erinnern würde, dass ich um ein Uhr den Tisch decken oder um drei Uhr zum Schuster laufen sollte. Dann setzte es mindestens eine Ohrfeige, weil ich nicht auf sie hörte, weil ich, wie sie meinte, nur mein Vergnügen im Kopf hatte und nicht daran dachte, sie auch nur ein kleines bisschen zu unterstützen.

Ich sehe mich abends in der Küche stehen, erschöpft von der Anspannung der vielen Stunden, seitdem ich von der Schule ins Haus zurückkehren musste. Immer konnte etwas passieren: Ich hatte etwas vergessen; es war mir etwas zerbrochen oder missraten; ich hatte ein falsches Wort gesagt und konnte es nicht mehr zurückholen, weil es die Laune der Stiefmutter augenblicklich verdüsterte und erbitterte – und ich war die Zielscheibe der Verdüsterung und Erbitterung. Selbst an Tagen, die ohne Aggressions-Katastrophen gegen mich verlaufen waren, war ich abends erschöpft. Niemand wusste das. Niemand teilte ich es mit. Niemand wollte es mir ansehen. Mein Bruder Harry kam mit dem Vater und Bert im Auto von der Arbeit zurück. Es war gegen halb sieben. Er streckte seinen Kopf in die Küche, sah, dass die Stiefmutter nicht da war und fragte meine ältere Schwester Gerlinde:

»Wie ist die Laune?«

Diese Frage stellte er jeden Abend. Wenn niemand der älteren Geschwister – Gerlinde oder Udo – da war, fragte er es auch mich. Wie war die Laune der Herrscherin des Einfamilienhauses? Worauf mussten sich die Untertanen einstellen? Jeden Tag ging diese Frage herum im

Einfamilienhaus. Harry stellte die Frage abends, sobald er von der Arbeit wieder da war. Für mich war die Frage schon morgens vor dem Schulbesuch existenziell und erst recht, wenn ich die Stunden seit der Rückkehr von der Schule bis zum Abend mit der Stiefmutter aushalten musste. Warum werden die Herrschaftsformen auf staatlicher Ebene – Demokratie, Monarchie, Diktatur oder Terrorregime – nicht auch auf Familienstrukturen angewendet? Warum geht man davon aus, dass die Kontrolle familiärer Macht weitgehend unnötig ist und nur in Extremfällen angewendet werden muss? Und wann diese »Extremfälle« gegeben sind, entscheidet wiederum eine staatliche Stelle.

Nach dem Mittagessen legte sich die Stiefmutter hin und schlief eine Stunde.

»Weckt mich um viertel vor drei«, sagte sie, »und keinen Mucks will ich hören!«

Wir sollten aber die Küche aufräumen vom Mittagstisch, meine beiden jüngeren Halbgeschwister Ulrike und Karl, und ich. Wie war es möglich, jeden »Mucks« zu vermeiden, wenn Geschirr und Besteck vom Tisch genommen, vorläufig abgewaschen und in die Spülmaschine gestellt werden sollten? Oder die Spülmaschine musste erst ausgeräumt werden, bevor sie wieder gefüllt werden konnte. Oder sie lief gerade, sodass nichts übrigblieb, als Geschirr und Besteck wie früher von Hand zu spülen und abzutrocknen.

Wer durfte spülen? Wer musste abtrocknen? Ulrike wollte spülen, ich aber auch. Abtrocknen mochten wir nicht. Karl hielt sich bedeckt. Ein Gerangel. Ulrike hob die

Stimme, da steckte ich zurück, aber es war schon zu spät. Obgleich die Stiefmutter erst in einer halben Stunde geweckt werden wollte, fragte sie nachher, wer den Krach verursacht hatte, sie hätte gar nicht schlafen können, so laut wären wir gewesen. Ich als der Älteste – und schon ging die Schimpftirade gegen mich wieder los. Keine Möglichkeit zur Verteidigung. Hätte ich den geringsten Versuch dazu unternommen, wäre die Stiefmutter von verbaler Gewalt zu physischer Gewalt übergegangen. Das waren die Regeln. Also schwieg ich und musste auch in meinem Gesichtsausdruck aufpassen, dass keinerlei Trotz und Auflehnung sichtbar wurden, weil dies die gleiche Gewaltsteigerung bei der Stiefmutter verursacht hätte.

Gab es überhaupt noch einen Gedanken in meinem Gehirn, dass mir Unrecht geschah, oder war ich in meiner vollkommenen Rechtlosigkeit auch geistig unterworfen? Die triumphierende Miene Ulrikes. – Und dann fällt mir ein, als ich mich mit Laura vom Kücheneingang wieder zum Flur Richtung Wohnzimmer wende, dass ich nach der Misshandlung, als mich die Stiefmutter buchstäblich durchs ganze Haus geprügelt hatte, am nächsten Morgen genau dort, wo ich jetzt mit Laura stehe, gestanden war und der Stiefmutter einen guten Morgen wünschen musste, was sie mit finsterner Miene kaum hörbar erwiderte.

Mein Blick fällt auf das hölzerne Wandschränkchen mit dem Telefon darauf, fällt auf die vielen gerahmten Fotos der Enkel des Verstorbenen, die an der Wand des Treppenaufgangs hängen, fällt auf die ersten Stufen der Holztreppe zum ersten Obergeschoss. So klein, abgenutzt